



So nahe ist Gott

So nahe ist Gott

Geschichten und Texte zum Glaubensbekenntnis

	Thema	Patricia St. John „So groß ist Gott“	Bibelstelle
1.	Ich glaube an Gott, der mich wie ein Vater liebt	<i>Das weiße Taschentuch</i> Seite 11-14	Jesaja 55, 7
2.	Ich glaube an Gott, der mich gemacht und zurückgekauft hat	<i>Das verlorene Boot</i> Seite 15-19	Jesaja 43, 1
3.	Ich glaube an Gott, der die Mauer, die zwischen uns war, eingerrissen hat	<i>Das geschlossene Fenster</i> Seite 20-24	Epheser 2, 12.18
4.	Ich glaube an Jesus Christus - Warum er zu uns kam	<i>Warum Scheich Ali rannte</i> Seite 25-27	Hebräer 1, 1-4
5.	Ich glaube an Jesus Christus, der am Kreuz starb, um alle zu retten	<i>Ein Leben für ein Leben</i> Seite 52-56	2. Korinther 5, 14-21
6.	Ich glaube an Jesus Christus, der den Tod besiegte, damit wir ewiges Leben bekommen	<i>Der Kapitän und der Kabinenjunge</i> Seite 78-82	Johannes 3, 16
7.	Ich glaube an den Heiligen Geist - Wie der Heilige Geist Menschen verändert	<i>Ein Zuhause für Virginia</i> Seite 89-93	Römer 8, 1-11

Holzgerlingen 2023
von Rudi E. Hoffarth,
überarbeitet und grafisch gestaltet
von Günter Reinschmidt

Einleitung

In dem Buch von Patricia St. John: „So groß ist Gott“¹ sind Geschichten gesammelt, die das christliche Glaubensbekenntnis für Kinder erklären. Gleichzeitig werden Bibeltexte angegeben, die die Themen des Glaubensbekenntnisses erläutern.

Alle Erzählungen aus der Feder von Patricia St. John sind meisterhaft gestaltet und bewirken, wenn man deren Impulse wirklich an sich heranlässt, emotional anrührende Erkenntnisse. Sie lösen beim Lesen eine heilsame Betroffenheit aus und bewirken zustimmende und dankbare Gefühlsregungen.

Ich habe versucht, die Erzählungen und die biblischen Texte aufzugreifen und die Verkündigungsziele mit eigenen Worten zu formulieren.

Die Reihe beginnt mit drei Geschichten zum ersten Glaubensartikel: Gott, der Vater. Ihnen folgen drei Erzählungen zu Gott, der Sohn. Zum Schluss wird eine Geschichte zu Gott, der Heilige Geist, aufgenommen.

So lernen wir Gott als liebenden Vater kennen (1), der sich für uns einsetzt, obwohl wir ihm davongelaufen sind (2), der die trennende Mauer, die unsere Sünde zwischen ihm und uns aufgebaut hat, eingerissen hat (3).

Wir erfahren, warum Jesus zu uns kam (4), warum er am Kreuz für uns sterben musste (5) und wie wir ewiges Leben bekommen können (6).

Zum Schluss wird erzählt, wie der Heilige Geist Menschen verändern kann, die das zuerst nicht für möglich gehalten haben.

Die Erzählungen sind für Kinder geschrieben. Ich bin sicher, dass sie auch von Erwachsenen - nach einem Wort von Dr. Klaus-Peter Hertzsch - besonders gut verstanden werden.

Rudi E. Hoffarth

¹ Bibellesebund Winterthur / 4. Auflage 1992, 205 Seiten.

Der Abdruck der Geschichten aus
So groß ist Gott
von Patricia St. John
Verlag Bibellesebund Winterthur/Marienheide
4. Auflage 1992, ISBN-Nr. 3-87982-623-4
erfolgt mit freundlicher Genehmigung
des Bibellesebundes Marienheide.

1. Ich glaube an Gott,der mich wie ein Vater liebt.

(Jesaja 55, 7)

»Das weiße Taschentuch«²

Der Mann saß auf dem Gehsteig neben der Bushaltestelle und starrte zu Boden. Ein paar Leute musterten ihn im Vorübergehen neugierig und fragten sich, was das wohl für einer sein mochte, der Landstreicher mit den hängenden Schultern und den durchgelaufenen Schuhen. Er aber bemerkte ihre Blicke gar nicht. Er war ganz in Gedanken versunken. Hier, in dieser Stadt, hatte er seine Kindheit verbracht. Vor mehr als zwanzig Jahren war er in einem kleinen roten Ziegelhaus am Ende der nächsten Straße aufgewachsen. Ob es überhaupt noch stand? Vielleicht war es ja inzwischen abgerissen worden! Hoffentlich hatten sie wenigstens die Stiefmütterchen nicht zertrampelt! Komisch, wie gut er sich noch an die Stiefmütterchen erinnerte und an die Schaukel, die ihm sein Vater gebaut hatte, und an den Gartenweg, auf dem er das Fahrradfahren gelernt hatte. Monatelang hatten die Eltern gespart, um ihm das Fahrrad zu kaufen.

Zehn Jahre später war aus dem Fahrrad ein Motorrad geworden. Er selbst ließ sich zu Hause immer seltener blicken. Er verdiente gut und hatte eine Menge Freunde. Vater und Mutter erschienen schrecklich altmodisch und langweilig. Da war es in den Kneipen und Discos doch lustiger!

Heute erinnerte er sich nicht mehr gern an diese Zeit, vor allem nicht daran, wie ihm die Schulden über den Kopf gewachsen waren und er an einem Sonntagnachmittag bei den Eltern aufgetaucht war, um sie um Geld zu bitten. Sie hatten sich so über seinen unerwarteten Besuch gefreut, dass er es nicht übers Herz gebracht hatte, sie um Geld zu bitten. Doch er wusste genau, wo sein Vater das Portemonnaie aufbewahrte, und als die Eltern dann für einen Augenblick in den Garten gingen, hatte er sich einfach »bedient«.

² Patricia St. John „So groß ist Gott“, Winterthur 1986, S. 11-14

Seither hatte er sie nicht mehr gesehen. Er traute sich nach dem, was er getan hatte, nicht mehr nach Hause; und die Eltern hatten jede Spur von ihm verloren. Er war ins Ausland gegangen, und sie erfuhren nichts von seinem rastlosen Umherziehen und auch nichts von seinem Gefängnisaufenthalt. Doch dort, in seiner Zelle, hatte er viel an sie gedacht. Manchmal, wenn er sich schlaflos auf seiner Pritsche herumwälzte und der Mond unheimliche Figuren auf die Zellenwand malte, wünschte er sich:

»Wenn ich erst wieder aus diesem Loch heraus bin, möchte ich sie noch einmal sehen - wenn sie überhaupt noch leben ... und wenn sie mich sehen wollen.«

Als er seine Strafe abgesessen hatte, fand er in der Großstadt eine Arbeitsstelle; aber Ruhe fand er nicht. Irgend etwas zog ihn heim, eine Sehnsucht, die sich nicht zum Schweigen bringen ließ. Auf Schritt und Tritt wurde er an das kleine rote Backsteinhaus erinnert, an das Beet mit Stiefmütterchen, an ein Kind auf einer Schaukel, an einen Jungen, der von der Schule nach Hause rannte ...

Er wollte nicht völlig mittellos daheim ankommen, und so legte er einen großen Teil der Reise zu Fuß oder per Anhalter zurück.

Er hätte schon längst da sein können, aber dreißig Kilometer vor dem Ziel waren ihm plötzlich Zweifel gekommen. Was hatte er überhaupt für ein Recht, einfach so bei seinen Eltern hereinzuspazieren? Würden sie in dem heruntergekommenen Kerl, der er geworden war, überhaupt den Jungen erkennen, den sie geliebt hatten und der sie so schrecklich enttäuscht hatte?

Er kaufte sich etwas zu essen und setzte sich unter einen Baum, wo er für den Rest des Tages sitzen blieb. Der Brief, den er am Abend in einen Briefkasten einwarf, war sehr kurz, aber er hatte sich stundenlang damit abgemüht. Er endete mit den Worten:

»Ich weiß, es ist verrückt, anzunehmen, dass Ihr mich überhaupt noch einmal sehen wollt. Aber entscheidet selbst. Ich werde früh am Donnerstagsmorgen ans Ende unserer Straße kommen. Wenn Ihr mich zu Hause haben wollt, hängt ein weißes Taschentuch ins Fenster meines alten Zimmers. Wenn ich es dort sehe, werde ich zu Euch kommen; wenn nicht, werde ich dem alten Haus noch einmal zuwinken und mich wieder davonmachen.«

Und nun war der Donnerstagsmorgen da. Der Anfang der Straße war gleich um die Ecke. Diese Straße gab es jedenfalls noch! Auf einmal hatte der Mann es nicht mehr eilig. Er setzte sich einfach auf den Gehsteig und starrte die Steine an.

Ewig konnte er den Augenblick der Wahrheit natürlich nicht hinauszögern. Vielleicht waren die Eltern inzwischen ausgezogen? Wenn kein Taschentuch da war, wollte er wenigstens ein paar Erkundigungen in der Stadt einziehen, ehe er sich wieder auf den Weg machte. Er wagte gar nicht daran zu denken, was er tun sollte, wenn seine Eltern zwar noch dort wohnten, ihn aber nicht mehr sehen wollten.

Mühsam und mit schmerzenden Gliedern erhob er sich. Er war steif vom Übernachten im Freien, und die Straße lag noch im Schatten. Mit unsicheren Schritten wankte er zu der alten Platane hinüber, von der aus, das wusste er, das Backsteinhaus deutlich zu sehen sein würde. Bis dahin hielt er den Blick zu Boden gesenkt.

Mit fest zusammengekniffenen Augen stand er ein paar Augenblicke unter den Ästen des Baumes. Dann holte er tief Luft und wagte den Blick zum anderen Ende der Straße hinüber. Und dann stand er da und starrte und starrte ...

Das kleine Backsteinhaus wurde bereits von der Sonne beschienen - aber es war kein kleines rotes Backsteinhaus mehr. Es schien ganz in weiße Tücher eingehüllt zu sein. Aus allen Fenstern hingen Betttücher und Kissenbezüge, Handtücher und Tischdecken, Taschentücher und Servietten; und aus dem Dachfenster flatterte eine große weiße Gardine quer über das ganze Dach. Rotes Backsteinhaus? Das schien ein Schneehaus zu sein, das da in der Sonne glänzte!

Die Eltern hatten kein Missverständnis riskieren wollen!

Der Mann warf den Kopf zurück und stieß einen Freudenschrei aus. Dann rannte er über die Straße und durch die weitgeöffnete Haustür direkt in sein Elternhaus hinein.

Einleitung

Wir wollen uns in dieser Bibelarbeitsreihe mit dem Glaubensbekenntnis beschäftigen. Wir wollen über Gott sprechen, über

Jesus und über den Heiligen Geist. Ziel: Heute reden wir über Gott, der uns wie ein Vater liebt.

Das Zeichen

Die Eltern haben sehr viel unternommen, um ihrem Sohn deutlich zu machen, dass er zu Hause willkommen ist.

Gott macht auch vieles, was uns zeigt, dass er uns liebt:

- Er setzt den Regenbogen = Zeichen für den Bund.
- Er lässt die Sonne scheinen = Zeichen, dass er es mit dieser Welt noch einmal versuchen will.
- Er schickt Jesus, um uns zu zeigen, wie sehr er uns liebt.

Jeder, der sich verirrt hat, darf es machen wie Mr. Jones. Wir sind dazu eingeladen, durch das Wort *Jesaja 55, 7*: Da heißt es nach der Übersetzung der Guten Nachricht Bibel: *„Wer sich gegen den Herrn aufgelehnt hat, wer seine eigenen Wege gegangen, seinen eigenen Plänen gefolgt ist, der soll umkehren und zum Herrn kommen. Der Herr wird ihn wieder annehmen, denn er ist voll Güte und Erbarmen.“*

Hier kann jeder die Erfahrung machen, die einmal in Psalm 103, 13 so formuliert ist: *„Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, die ihn fürchten. Der Herr liebt alle, die ihn ehren, so wie ein Vater seine Kinder liebt.“*

Schlussappell

- Du hast einen guten Vater im Himmel - egal, wie du mit deinem irdischen Vater zurechtkommst, der himmlische Vater ruft dich. Er nimmt dich auf.
- „Vater und Mutter verlassen mich; aber der Herr nimmt mich auf.“ - (Psalm 27, 10). So hat es David damals erfahren. So sollen es auch wir erfahren!
- Selbst wenn es geschehen sollte, dass dein Vater von dir als dein Kind nichts mehr wissen möchte, so wird das bei Gott nie vorkommen! Er nimmt jeden an, der zu ihm kommt!
- Das ist jedoch die Voraussetzung: Wir müssen zu ihm kommen. Wir sollen heimkehren zu IHM!
- Lass ihn nicht länger warten! Komm heim!

2. Ich glaube an Gott,der mich gemacht und zurück- gekauft hat

(Jesaja 43, 1)

Das verlorene Boot³

Viele Samstagnachmittage hatte Hans in der Garage verbracht und an seinem Boot gearbeitet. Den Rumpf hatte er aus einem massiven Holzblock geschnitzt, den er ausgehöhlt und mit Sandpapier geglättet hatte. Bei den Segeln hatte ihm seine Mutter geholfen, und die Bespannung für die Takelage hatte er naturgetreu einem richtigen Schoner nachgebildet, dessen Foto er in einer Zeitschrift gefunden hatte. Es war ein tolles Segelschiff, und das Beste war, dass er es selbst gemacht hatte.

Nun war es fertig, stand im Wohnzimmer und wurde von allen bewundert. Hans' Vater war besonders beeindruckt.

»Das hast du aber wirklich prima gemacht, Hans. Ich bin stolz auf dich. Du bist sehr geschickt«, sagte er. »Was wirst du denn als nächstes basteln?«

Daran hatte Hans noch gar nicht gedacht. Jetzt war erst einmal das Boot fertig. Das war das Wichtigste.

An einem schönen Frühlingstag nahm er sein Boot mit zum Kanal, um es dort schwimmen zu lassen. Er suchte sich dafür den schönsten Platz aus, einen sandigen Uferstreifen, zwischen Binsen versteckt, wo er früher einmal das Nest einer Moorhenne gefunden hatte. Es war ideales Segelwetter: Die Sonne schien, der Wind füllte die Segel und trieb das Schiff in die Mitte der trägen Strömung. Hans kniete am Ufer und ließ den Bindfaden, den er am Heck befestigt hatte, durch seine Finger gleiten. Gleich würde er die Uferböschung hinaufklettern und den Pfad entlangtraben, der neben dem Kanal herführte; aber zuerst wollte er einfach nur sein herrliches Schiff bewundern. Er war so in den Anblick vertieft, dass er die Stimmen hinter sich gar nicht hörte, und er fuhr zusammen, als drei Jungen, die viel älter waren als

³ Patricia St. John „So groß ist Gott“, Winterthur 1986, S. 15-19.

er, plötzlich neben ihm auftauchten. Hans umklammerte fester seinen Bindfaden, denn diese Jungen kannte er nicht. Vielleicht stammten sie von einem der Lastkähne, die den Kanal hinauf- und hinunterfuhren.

»He, lass uns auch mal!« sagte der Älteste.

»A-aber nur einen Augenblick«, stotterte Hans. »Dann will ich mein Boot wieder einholen.«

Er schluckte, und das Herz schlug ihm bis zum Halse, denn diese Jungen sahen nicht gerade friedlich aus. Der Große hatte ihm schon die Fadenrolle aus der Hand gerissen und holte das Boot ein. Dabei zerrte er so ruckartig an der Schnur, dass das Boot kenterte und die Segel sich voll Wasser sogten. Als es fast am Ufer war, spürte Hans plötzlich einen Stoß im Rücken, und im nächsten Augenblick landete er unsanft zwischen Binsen und Nesseln. Seine Finger krallten sich in den Morast, und der nasse Lehm spritzte ihm in die Augen, so dass er einen Moment nichts sehen konnte. Als er sich endlich wieder hustend und spuckend aufgerafft hatte, waren die Jungen verschwunden - und mit ihnen das Boot. Alles, was er sah, waren niedergetrampelte Binsen und die Trauerweiden.

Hans kletterte die Uferböschung hinauf. Nichts. Die Jungen waren hinter einer der vielen Hecken verschwunden, die sich neben dem Kanal hinzogen, und er konnte nicht einmal erkennen, in welche Richtung sie sich davongemacht hatten. Und überhaupt - selbst wenn er sie verfolgen und einholen könnte, was vermochte er gegen die drei auszurichten? Tränen der Wut und Verzweiflung stiegen in ihm auf. Doch Hans beherrschte sich mühsam, wischte sich die Hände ab und machte sich auf den Heimweg. Er wusste, dass seine Eltern einen Besuch machten, und er bezweifelte, dass die Polizei etwas unternehmen würde, wenn er dort anriefe und seine Geschichte erzählte.

Als seine Eltern heimkehrten, berichtete Hans, was geschehen war. Sein Vater zog sogleich wieder los, um in der Nachbarschaft Erkundigungen einzuziehen; doch niemand hatte die drei fremden Jungen gesehen. Beim Abendessen war Hans sehr still, und als er dann im Bett lag, konnte er die Tränen nicht länger zurückhalten. Sein Vater hatte ihm angeboten, ihm beim Bau eines neuen Bootes zu helfen - aber das würde nicht dasselbe

sein. Dieses Boot war sein allererstes gewesen. Er hatte es ganz allein gemacht, und ihm allein hatte es gehört.

Nie würde er dieses Boot vergessen.

Wochen vergingen. Hans baute mit seinem Vater ein neues Boot und ließ es auf dem Kanal schwimmen, aber immer und immer wieder dachte er an sein altes. Manchmal lag er wach im Bett, erinnerte sich an den glänzenden Rumpf und die geblähten Segel und fragte sich, wo es wohl jetzt stecken mochte.

Eines Nachmittags fuhr er mit dem Fahrrad in die Stadt, um ein Geburtstagsgeschenk für seine Mutter zu kaufen. Nachdem er etwas Schönes gefunden hatte, wählte er für den Heimweg eine Abkürzung, die ihn durch schmale Seitensträßchen führte. Dort waren die Trödeläden beheimatet, und Hans bestaunte die verstaubten Auslagen in den blinden Fenstern. Was es da nicht alles gab! Plötzlich machte er eine Vollbremsung. Da, mitten in einem Schaufenster zwischen einer alten Gitarre und einem Messingkohleneimer, da stand sein Boot!

Hans lehnte sein Fahrrad an eine Mauer und stürzte in den Laden.

»Das Boot im Fenster!« rief er atemlos. »Das ist meines. Ich hab's gemacht.«

Der alte Ladeninhaber blickte ihn über den Rand seiner Brille an.

»Irrtum, junger Mann«, wies er ihn zurecht. »Es gehört mir. Ich hab's vor Wochen ein paar Jungen abgekauft. Eben erst habe ich es ins Fenster gestellt.«

»Aber ich hab's doch gemacht. Es gehört mir, wirklich! Bitte, geben Sie es mir!«

»Nur wenn du mir den Preis bezahlst. Er steht auf dem Anhänger.«

»Aber ich habe all mein Geld ausgegeben!«

»Dann musst du dir eben noch was besorgen.«

Hans merkte, dass all sein Reden nutzlos war. Aber noch war es nicht zu spät. Er raste nach Hause. Sein Vater war gerade im Garten beschäftigt.

»Papa!« rief er ihm schon von weitem atemlos zu. »Du musst mir unbedingt was Geld leihen!«

»Geld leihen? Wofür denn? Und wieviel denn? Und wie willst du's mir zurückzahlen?«

»Ich wasch' dir das Auto oder mähe hundertmal den Rasen oder mache alles, was du willst. Aber du musst mir das Geld leihen. Es ist für mein Boot... wenn ich mich beeile, schaffe ich's noch bevor der Laden schließt.«

Der Vater warf einen bedauernden Blick auf seine geliebten Rosen, seufzte und nickte zum Auto hinüber.

»Spring in den Wagen. Es ist schon fast halb sieben. Und im übrigen bringst du das Boot nicht auf dem Fahrrad nach Hause, ohne die Takelage zu beschädigen. Unterwegs kannst du mir genau erzählen, was eigentlich los ist.«

Der alte Mann wollte gerade die Ladentür abschließen, da stürzte Hans auf ihn zu.

»Ich hab' das Geld!« rief er. »Geben Sie mir jetzt bitte mein Boot!«

»Ich verkaufe dir mein Boot«, sagte der Alte kichernd und holte es aus dem Schaufenster.

Schweigend fuhren Hans und sein Vater nach Hause. Hans untersuchte seinen Schatz genau. Erst als sie in die Garageneinfahrt einbogen, fand er seine Sprache wieder.

»Weißt du was, Papa?« sagte er. »Ich hab' gerade gedacht, eigentlich gehört mir das Boot jetzt zweimal. Ich hab's gemacht und ich hab's gekauft. Ist das nicht zum Staunen?«

»Ja, da hast du recht«, stimmte sein Vater zu. »Und sicher wirst du jetzt besonders gut darauf aufpassen...«

Aber Hans hörte das schon nicht mehr. Er war aus dem Auto gesprungen, um seiner Mutter die Geschichte zu erzählen.

Gott hat uns für sich selbst geschaffen, doch wir sind ihm davongelaufen, haben nur an uns selbst gedacht und uns um uns selbst gekümmert. Wir haben gesündigt, d. h., wir haben nicht nach Gott und seinem Willen gefragt, und dadurch sind wir Gefangene des Teufels geworden. Aber Gott selbst ist in Jesus Christus zu uns gekommen und hat mit seinem eigenen

Leben den Preis für unsere Sünden bezahlt. Gott hat uns erlöst und kann uns deshalb jetzt doppelt als sein Eigentum beanspruchen.

Schlüsselvers

Das Wort »erlösen« in der Bibel bedeutet »etwas zurückkaufen, was einem schon gehört«. Im Buch Jesaja steht:

»Gott, der Herr, der dich ins Leben gerufen (gemacht) hat, sagt: ›Fürchte dich nicht, ich befreie (erlöse) dich. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du gehörst mir« (Jesaja 43, 1).

Auslegung

Gott hat uns für sich geschaffen. Deshalb gehören wir von Anfang an ihm. Aber wir haben uns selbständig gemacht.

Wir sind ihm davongelaufen, haben nur an uns selbst gedacht und uns um uns selbst gekümmert.

Wir haben uns von ihm gelöst.

Wir haben nicht nach Gott und seinem Willen gefragt und sind deshalb Gefangene des Teufels geworden.

Aber Gott ließ uns nicht einfach laufen. Er hat nicht mit den Achseln gezuckt und gesagt: Da kann man halt nichts machen. Nein! In Jesus ist er zu uns gekommen und hat mit seinem eigenen Leben den Preis bezahlt für unsere Sünden. Gott hat uns erlöst = losgekauft(!) und kann uns jetzt doppelt als sein Eigentum betrachten.

Weißt du, dass du Gott gehörst? In **Jesaja 43, 1** wird das auf den Nenner gebracht: **„Gott, der Herr, der dich ins Leben gerufen (gemacht) hat, sagt: Fürchte dich nicht, ich befreie (erlöse) dich. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du gehörst mir.“**

Das ist jetzt nicht einfach nur so dahergesagt, sondern das ist etwas, worauf wir uns ganz fest verlassen dürfen. Du bist losgekauft, von allem, was dich von Gott wegziehen will. Darum gehörst du ihm. Und alles, was dich unsicher macht, dem brauchst du nicht zu glauben. Glaube doch dieser Zusage, dass Gott dich befreit und erlöst hat. Und das ist im Perfekt formuliert. Das ist etwas, was geschehen ist. Das ist etwas, was niemand rückgängig machen kann. Wir dürfen davon profitieren. Eigentlich kann man hier nur ein Gebet sprechen.

Ich spreche ein Gebet und wenn du möchtest, kannst du es einfach nachsprechen.

Lieber Vater im Himmel, mein Schöpfer,
ich danke dir, dass du mich gemacht hast, damit ich dir gehöre.
Danke, dass du mich schon vor meiner Geburt geliebt hast.
Danke, dass du in Jesus Christus zu uns gekommen bist,
auch zu mir und dass du den Preis für die Sünde gezahlt hast,
als Jesus für uns gestorben ist.
Nun gehöre ich dir zwei Mal, weil du mich gemacht und mich zurückgekauft hast.
Auch ich will ganz dir gehören!
Amen.

3. Ich glaube an Gott,der die Maurer, die zwischen uns war, eingerissen hat

(Hebräer 1,1-4).

Das geschlossene Fenster⁴

Anna war - von ein paar Erkältungen abgesehen - noch nie richtig krank gewesen. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, warum ihr der Hals so weh tat und warum sie sich so elend fühlte. Ihre Mutter blickte sie erstaunt an, als sie den Teller mit ihrem Lieblingsgericht, Bratwurst und Pommes frites, von sich schob.

»Nanu, das hast du doch sonst so gern, Anna!« sagte sie. »Was ist denn los mit dir?«

»Ach, nichts«, flüsterte Anna, und dann schien sich auf einmal die ganze Welt zu drehen, und sie legte den Kopf auf den Tisch.

»Kind, du bist krank!« Mutters besorgte Stimme schien von weit her zu kommen. »Lass mich mal deine Stirn fühlen! Du liebe Zeit, du bist ja der reinste Backofen! Jetzt aber nichts wie ins Bett mit dir, Liebes!«

Es war eine unvergessliche Nacht. Anna schlief und wachte auf und schwitzte und fror; sooft sie einschlief, hatte sie unheimliche, furchterregende Träume und rief nach ihrer Mutter, die stets an ihrer Seite war. Als der Tag heraufdämmerte und die Vögel zu zwitschern begannen, wachte Anna richtig auf und wollte wissen, was mit ihr los war.

»Dein Hals ist schlimm entzündet, und du hast hohes Fieber«, sagte die Mutter, die aussah, als hätte sie die ganze Nacht kein Auge zugetan. »Papa ruft gerade den Doktor an.«

Der Arzt kam schon bald darauf und untersuchte ihren Hals und dann ihren ganzen Körper. Dabei brummte er etwas vor sich hin und schüttelte mehrmals den Kopf. Er sah ziemlich besorgt aus, und Anna hörte ihn im Flur mit der Mutter sprechen, konnte aber nichts verstehen.

⁴ Patricia St. John „So groß ist Gott“, Winterthur 1986, S. 20-24.

Stunden vergingen, und Anna döste ein und erwachte und trank Wasser, und ihre Mutter saß neben ihr. Dann fiel sie in einen tiefen Schlaf, und es wurde wieder Nacht, und die Mutter schlief neben ihr auf einer Matratze am Boden. »Solange sie da ist«, dachte Anna, als sie einmal erwachte, »so lange ist alles in Ordnung. Wenn nur die schrecklichen Halsschmerzen endlich aufhören würden!«

Am nächsten Morgen läutete das Telefon, und dann kam Vater und richtete ihnen aus, was der Arzt ihm gesagt hatte. »Anna, die Untersuchungen haben ergeben, dass du Diphtherie* hast. Du musst deshalb auf die Isolierstation im Krankenhaus. In etwa einer halben Stunde ist der Krankenwagen hier und holt dich ab.«

* Ansteckende Krankheit, die heute nur noch selten vorkommt, weil Kinder dagegen geimpft werden.

»Du kommst aber mit, Mami, oder?« krächzte Anna und sah ihre Mutter mit ängstlichen Augen an.

Die druckste herum und sah ganz verzweifelt aus. »Ich - das darf ich leider nicht«, murmelte sie schließlich. »Sie holen dich hier weg, weil deine Krankheit ansteckend ist. Aber die Krankenschwestern werden bestimmt sehr lieb zu dir sein, und ich besuche dich heute nachmittag.«

Wenn es Anna bessergegangen wäre, hätte sie es im Krankenhaus bestimmt ganz lustig gefunden, denn auf der Station gab es noch andere Kinder, und die Schwestern waren freundlich. Aber ihr Hals brannte immer noch wie Feuer, und sie hatte schrecklich Heimweh, so lag sie nur in ihrem Bett, kämpfte mit den Tränen und blickte zur Tür hinüber.

Mutter hatte versprochen, am Nachmittag zu kommen, und Anna sehnte sich nach ihr, nur nach ihr.

Dann kam auf einmal die Schwester zu ihr herüber und sagte: »Sieh mal, Anna, da am Fenster ist deine Mutter! Nicht hinsetzen; schön liegenbleiben! Wink ihr einfach zu und lach sie an!«

»Aber zeigen Sie ihr doch, wo die Tür ist!« rief Anna. »Lassen Sie sie schnell herein. Ich muss ihr unbedingt was sagen ... es ist unheimlich wichtig.«



»Tut mir leid, Anna«, sagte die Krankenschwester sehr freundlich, »aber hier darf niemand herein, denn all die Kinder auf unserer Station haben ansteckende Krankheiten. Du möchtest doch sicher nicht, dass deine Mutter krank wird, oder? Wenn du deiner Mutter was Wichtiges zu sagen hast, sag's mir, ich richte es ihr dann aus.«

Anna schüttelte den Kopf. Sie hatte nichts auszurichten, und sie brachte vor Enttäuschung keinen Ton heraus. Da war ihre Mutter, ihre starke, tröstende Mutter, der einzige Mensch, der ihr jetzt helfen konnte, so nah und wäre so gern ganz bei ihr gewesen; doch sie konnten einander nur hilflos durch die

Trennscheibe anschauen. Die Schwester durfte nicht einmal das Fenster öffnen. Sie lächelten einander noch einmal tapfer zu, und dann winkten beide zum Abschied. Anna, die sich schrecklich krank fühlte, vergrub ihren Kopf in den Kissen und weinte, denn es war so, als hätte die Mutter sie überhaupt nicht besucht.

Die Zeit verging im Schneckentempo, und Anna ging es jeden Tag ein wenig besser. Dann geschah etwas Wunderbares. Anna saß in ihrem Morgenmantel am Fenster, und ihre Mutter kam wie gewöhnlich, um sie zu besuchen. Doch an diesem Nachmittag öffnete die Schwester weit das Fenster.

»So, jetzt könnt ihr euch in aller Ruhe unterhalten!« sagte sie.

Und wie sie sich unterhielten! Es gab so viel zu erzählen und zu hören - die Neuigkeiten einer ganzen Woche. Sie redeten und redeten, bis die Sonne hinter den Bäumen verschwand und die Krankenschwester Anna ermahnte, jetzt müsse sie aber wieder ins Bett. Schon lange hatte Anna nicht mehr so tief und fest geschlafen wie in dieser Nacht. Wie gut war es doch zu wissen, dass nie mehr eine Trennscheibe zwischen ihr und ihrer Mutter sein würde. Das Fenster würde nun jeden Tag weit offenstehen.

Jetzt verging auch die Zeit schneller, denn das Wetter war schön, und Anna durfte mit ihrer Mutter im Park Spazierengehen und draußen mit anderen Kindern spielen. Und vom Fenster ihres Krankenzimmers aus sah sie blühende Hecken; und Lämmer, die auf den Wiesen umherhüpften. Nun würde es nicht mehr lange dauern, und sie durfte wieder nach Hause.

Endlich war der ersehnte Tag gekommen. Anna trank im Zimmer der Stationsschwester Kakao, da kam der Arzt mit einem Aktenordner in der Hand herein.

»Aha, da bist du ja, Anna«, sagte er. »Na, es scheint alles in Ordnung zu sein. Sie können ihre Mutter anrufen, Schwester, und ihr mitteilen, dass sie Anna heute abholen kann.«

An diesem Nachmittag musste Anna sich nicht mehr am Tor von ihrer Mutter verabschieden, sondern konnte mit ihr ins Auto steigen und nach Hause fahren. Keine geschlossenen Fenster mehr und keine Abschiede! Endlich wieder daheim!

Von Gott kommt alles Leben, alle Liebe, aller Trost, alles Glück. Wirkliche, bleibende Freude finden wir nur in der Gemeinschaft mit Gott. Doch die Sünde hat eine Mauer zwischen uns und Gott errichtet. Bevor ich zu Gott kommen kann, muss die Mauer der Sünde abgerissen werden.

Gott ist in Jesus zu mir gekommen und hat durch seinen Tod diese »Mauer« durchbrochen. Er hat - so beschreibt es das Neue Testament in einem anderen Bild - den Schuldschein durchgestrichen und ihn dadurch getilgt, dass er ihn ans Kreuz geheftet hat.

Alle, die darauf vertrauen, dass Jesus der Weg ist, können nun ohne Hindernis zu Gott und in sein Reich, den Himmel, kommen.

Schlüsselverse

»Deine Nähe erfüllt mich mit Freude; aus deiner Hand kommt ewiges Glück« (Psalm 16, 11).

»Wie eine Mauer steht eure Schuld zwischen euch und eurem Gott; wegen eurer Vergehen hat er sich von euch abgewandt und hört euch nicht« (Jesaja 59, 2).

Gebet

Gott, ich weiß, dass nur du mich wirklich glücklich machen kannst. Ich weiß, dass meine Sünde eine Mauer zwischen uns errichtet hat. Aber Jesus hat sie abgerissen. Hilf mir, nie zu vergessen: Wenn ich Jesus vertraue, kann nichts mehr zwischen mir und dir stehen. Dann kann ich zu jeder Tages- und Nachtzeit zu dir kommen. Vielen Dank auch, dass du uns im Himmel eine Stätte bereitet hast. Reinige mich und mach mich bereit, dir zu begegnen, wenn du mich zu dir rufst.

Einleitung:

Ich hatte ein Kindheitstrauma, als ich etwa fünf Jahre alt war: Mich hatte eine lästige Krankheit erwischt, die sich so äußerte, dass ich überall, am ganzen Körper, einen Juckreiz bekam. Deshalb habe ich mich überall gekratzt - mit den Fingernägeln. In meinem Bett fanden sich schließlich richtige Hautfetzen. Außerdem bekam ich vom Kratzen überall blutige Stellen.

Unser Hausarzt sagte: Ab ins Krankenhaus! Ich kam in die Kinderklinik nach T. Aber man konnte mich dort nicht aufnehmen, weil alle Betten belegt waren. Es gab nur noch ein freies Bett: Auf der Isolierstation, wo Kinder mit ansteckenden Krankheiten lagen.

Der zuständige Kinderarzt sagte zu meiner Mutter: „Wir können ihr Kind hier aufnehmen; aber der Junge wird auch noch die Windpocken bekommen!“

Was blieb meiner Mutter anderes übrig: Schweren Herzens willigte sie ein, mich auf der Isolierstation, wo es bereits Windpocken gab, einzuliefern. Und so hatte ich die Krätze und bekam die Windpocken noch dazu!

Die Folge war: Das Kratzen ging einfach weiter. Ich konnte einfach nicht damit aufhören. Ich kratzte mich, bis ich überall blutige Stellen bekam.

Da griffen die Schwestern zu einer für mich als brutal empfundenen Methode: Sie legten mir Arm- und Beinschienen an! Das waren aus Bein gefertigte Rohre. Die wurden über meine Arme und Beine geschoben und ich wurde zusätzlich mit den Armen und Beinen im Bett festgebunden. Nun konnte ich mich nicht weiter kratzen. Ich lag da und schrie! Aber niemand kam und band mich los: Ein Trauma!

Ein Mal pro Woche durfte mich meine Mutter besuchen. Aber der Besuch endete an einer Türe mit der Aufschrift: Isolierstation. Betreten verboten! Nur durch die Glasscheibe konnte sie mir zuwinken. Ich konnte nicht einmal zurückwinken - ich war ja festgebunden!

Sie übergab dann draußen vor der Tür einer der Schwestern einen selbst gebackenen Kuchen für mich. Den brachte die Schwester anschließend zu mir. Und dann musste sich meine

Mutter verabschieden. Und ich fühlte mich wieder allein. Das war schrecklich für mich!

Erst nach ein paar Wochen durfte mich meine Mutter am Bett besuchen, als die Ansteckungsgefahr vorüber war. Dann dauerte es immer noch zwei bis drei Wochen, bis ich wieder nach Hause konnte.

Ich hatte das Gefühl, dass hinter mir eine Mauer einstürzte, die mich wochenlang von denen getrennt hatte, die ich liebte! Seitdem habe ich eine „Fabel“ für Geschichten von einstürzenden Mauern - wo geistige oder wirkliche Mauern abgerissen werden können.

- So 1989, wo die Mauer fiel, die uns von unseren Freunden in den östlichen Bundesländern getrennt hatte. Ich werde diese Tage nie vergessen! Ich habe die Geschehnisse am Fernsehen verfolgt und habe Tränen geweint vor Freude und Glück, als diese Mauer endlich gefallen war!

Es gibt auch in der Bibel Geschichten, wo Mauern einstürzen:

- Jericho - unter Josua (Josua 6).
- Simson im Hause des Gottes Dagon - (Richter 16,30).
- Turmbau zu Babel (1. Mose 11, 1-9).
- Klagemauer in Jerusalem.
- usw.

Es gibt noch eine Mauer, die zwischen Gott und uns steht: **„Wie ein Mauer steht eure Schuld zwischen euch und eurem Gott: Wegen eurer Vergehen hat er sich von euch abgewandt und hört euch nicht.“** (Jesaja 59,2).

Aber auch diese Mauer wurde bereits eingerissen, weil Jesus für unsere Schuld gestorben ist!

Die für mich wichtigste Stelle, in der davon gesprochen wird, dass eine Mauer eingerissen wurde, steht in Epheser 2,14ff.: „**14 Durch sein (Jesu) Sterben hat er die Mauer eingerissen, die die beiden trennte und zu Feinden machte. (...) 16b: Am Kreuz hat er alle Feindschaft ein für allemal ausgelöscht.**“

Gebet:

Gott, ich weiß, dass meine Sünde eine Mauer zwischen uns errichtet hat. Aber Jesus hat sie abgerissen. Hilf mir, nie zu vergessen: Wenn ich Jesus vertraue, kann nichts mehr zwischen mir und dir stehen. Dann kann ich zu jeder Tages- und Nachtzeit zu dir kommen. Vielen Dank auch, dass du uns im Himmel eine Stätte bereitet hast...⁵

⁵ Patricia St. John, a. a. O., S. 24.

4. Ich glaube an Jesus Christus - warum er zu uns kam

(Hebräer 1, 1-4).

Warum Scheich Ali rannte⁶

Der arabische Scheich Ali saß am Schreibtisch in seinem prächtig ausgestatteten Büro. Es war der reinste Palast inmitten eines Gartens, wo im Schatten eines knorrigen Maulbeerbaumes Iris und Narzissen blühten. Der Scheich war ein reicher und mächtiger Mann. Vor ihm lagen Kontoauszüge und Hauptbücher und ein Terminkalender, und sein Sekretär schrieb eifrig. Scheich Ali selbst schien in seine Bücher vertieft, doch dazwischen wanderte sein Blick immer wieder durch die Fenster nach draußen, wo ein kleiner Junge in den Ästen des Maulbeerbaumes herumkletterte. Mit seinen dunklen Augen, dem schwarzen Haar und den verwaschenen Jeans sah er aus wie viele andere Jungen in der Umgebung; aber dieser Junge, der da unten spielte, war Sadik, der einzige Sohn und Erbe des Scheichs, der Augapfel seines Vaters. Und weil er vor dem Fenster herumtobte, kam sein Vater an diesem Vormittag weniger schnell mit seiner Arbeit voran als gewöhnlich.

Scheich Ali blätterte nachdenklich in seinem Terminkalender. Am Abend erwartete er Gäste, und seine Frau hatte zu ihrer Familie reisen müssen, um bei einer Hochzeit dabei zu sein. Nun ja, das machte nichts. Schließlich hatte er eine Menge guter Diener. Er drückte auf den Klingelknopf, und ein Bote glitt geräuschlos herein.

»Schick mir Abdullah und den Koch!« sagte der Herr, und einen Augenblick später standen beide in ihren fleckenlosen Uniformen vor ihm.

»Abdullah, geh zum Markt und besorge alles, was für den Abend benötigt wird!«

Abdullah verneigte sich und zog sich zurück.

⁶ Patricia St. John a. a. O., S. 25-27.

»Und du, bereite ein reichhaltiges Festmahl zu und lass es auftragen!«

Der Koch nickte zustimmend und verschwand ebenfalls wieder.

»Schick mir den Gärtner!« befahl der Herr, und im Handumdrehen erschien der.

»Pflücke die saftigsten Früchte und die schönsten Blumen!«

Strahlend verschwand der Gärtner wieder. Es machte ihm Freude, den Gästen vorzuführen, was für Herrlichkeiten in seinem Garten wuchsen.

Scheich Ali war zufrieden. Seine Diener würden alle nötigen Vorbereitungen für den Abend treffen. Nun konnte er sich wieder seinen Geschäften zuwenden.

Briefe mussten zugestellt und Besprechungen vorbereitet werden. Bei den Schafgehegen drohte eine Mauer einzustürzen, und der Chef des Bautrupps wurde herbeigerufen. Ein Dutzend andere Angelegenheiten mussten erledigt werden, und ein Dutzend Diener kümmerten sich stillschweigend darum. Der Scheich blieb an seinem Schreibtisch sitzen und nippte an seinem schwarzen Mokka. Er musste keinen Finger rühren, nur Aufträge erteilen.

Plötzlich ertönte im Garten ein lauter Schrei. Scheich Ali sprang von seinem Schreibtisch auf und rannte zum Fenster. Sein Sohn war ausgeglitten und vom Baum gefallen. Da lag er in einem Irisbeet und weinte herzerweichend.

Sein Vater drückte nicht auf den Klingelknopf. Er ließ auch keinen Diener zu sich rufen. Er rannte an dem diensthabenden Boten vorbei, die Treppe hinunter und an den Türhütern vorüber. Die standen mit offenem Mund da und starrten ihrem Herrn nach, wie er die Steinstufen hinab und den Gartenweg entlangrannte.

»Ich komme, Junge, ich komme!« rief er, und im nächsten Augenblick beugte er sich zu ihm hinunter, hob ihn vorsichtig auf und achtete sorgfältig darauf, dass der verstauchte Knöchel nirgendwo anslug. Fest drückte er die lehmverschmierte kleine Gestalt an sich - was kümmerte ihn sein teurer Anzug! - und trug sie an den Türhütern vorbei, an dem diensthabenden Boten und dem Sekretär vorüber direkt in sein eigenes Schlafzimmer.

Gott, unser Schöpfer, Vater und Erlöser, der Ursprung allen Lebens und aller Liebe, hat viele Diener, die seinen Willen ausführen. Doch als er den Schrei seiner Kinder hörte, die ihr Leben mit Sünde zerstört hatten, da schickte er weder einen Engel noch einen Propheten. Da kam er selbst. Er wurde in Jesus Christus, seinem Sohn, Mensch.

Paulus schreibt: »In Christus hat Gott selbst gehandelt«, und Jesus hat gesagt: »Wer mich sieht, sieht den Vater.«

Schlüsselverse

»Ihr starken Engel, preist den Herrn, ihr, die ihr ihm aufs Wort gehorcht... ihr Mächtigen im Himmel, ihr seine Diener« (Psalm 103, 20+21).

»Lobt ihn, Blitze, Hagel, Schnee und Wolken, ihr Stürme, die ihr seinen Befehl ausführt« (Psalm 148, 8).

»In der Vergangenheit hat Gott oft und auf verschiedene Weise durch die Propheten zu unseren Vorfahren gesprochen. Aber jetzt... hat er zu uns gesprochen durch den Sohn« (Hebräer 1, 1+2).

Gebet

O Gott, mein Schöpfer und mein Vater, ich staune über deine Größe. Du bist der Herr des Weltalls, der Galaxien und Milchstraßen. Deine Diener, die Engel, gehorchen jederzeit deinen Befehlen.

Doch weil ich gesündigt und das Leben verdorben habe, das du mir geschenkt hast, bist du selbst in Jesus gekommen. Dafür danke ich dir. Du liebst mich so sehr, dass Jesus ein Kind geworden ist wie ich, um mir wirklich nahe zu sein und mich zu Gott zu führen.

Jesus, dich will ich lieben. In dir begegnet mir Gott.

Einleitung:

Vieles kann man delegieren, dass bestimmte Aufgaben von anderen erledigt werden können.

Aber es gibt Aufgaben, die muss man selbst machen:

- Verträge, Absprachen und Bestellungen unterschreiben,
 - Behördengänge auf den Ämtern erledigen,
 - welchen Glauben man für sich wählt,
 - welche Schule und Ausbildung man selbst machen möchte,
 - was für einen Beruf man ausüben möchte,
 - in welcher Wohnung man leben möchte,
- > das sind Aufgaben, die man nicht delegieren kann.
> das müssen wir selbst tun;
> Das ist Chefsache!

Als Freizeitleiter hat man es gut, wenn viele Mitarbeitende dabei sind, denen man Aufgaben übertragen kann:

- Einer, der die Tagespläne schreibt,
- Einer, der die Ordnung bewertet,
- Einige, die gut Gitarre spielen können,
- Einige, die sich auf bestimmte Programmpunkte vorbereiten und sie dann auch durchführen,
- usw.

Es gibt ein paar Aufgaben, die der Freizeitleiter nicht gut delegieren kann:

- Den Freizeitort und das -Haus aussuchen,
- das Mitarbeiterteam zusammenstellen,
- die Bibelarbeitsreihe vorbereiten,
- Zuschussanträge stellen,

- Genehmigungen einholen,
- Einladungen verschicken,
- u. a. m.

Auslegung

Gott, unser Vater im Himmel, hat viele Diener, die seinen Willen ausführen: Im Alten Testament sind es die Propheten und Engel. Sie alle tun, was er will.

So steht es in *Psalm 103, 20ff.* Da heißt es:

„Lobet den Herrn, ihr seine Engel, ihr starken Helden, die ihre seine Befehle ausrichtet, dass man höre auf die Stimme seines Wortes! Lobet den Herrn, alle seine Heerscharen, seine Diener, die ihr seinen Willen tut! Lobet den Herren, alle seine Werke, an allen Orten seiner Herrschaft! Lobe den Herrn, meine Seele!“

Hier wird berichtet:

- Sie alle richten seine Botschaft aus.
- Sie rufen zur Umkehr.
- Sie kündigen das Gericht an oder bringen die Versöhnung.

Aber das betraf zunächst das Volk Israel. Was war mit den anderen Völkern?

- Sie hatten keinen direkten Zugang zu Gottes Heil.

Gott hat alle Menschen lieb - auch die, die nichts von ihm wissen oder wissen wollen. Damit sie ihr Leben nicht verfehlen, schickt er ihnen

- keine Propheten, die könnten sie vielleicht nicht akzeptieren,
- keine Priester, die würden sie vielleicht nicht verstehen.

Für Menschen, die Gott noch nicht kennen, hat er noch andere Diener: z.B. Blitz, Hagel, Schnee.

So steht in *Psalm 148, 8*: ***„Feuer, Hagel, Schnee und Nebel, Sturmwinde, die sollen mein Wort ausrichten.“***

Gott hat viele Wege und Möglichkeiten, sich bei Menschen in Erinnerung zu bringen. Manchmal hilft auch das Gewissen nach. Viele Menschen finden auf dieser Schiene zur Existenz Gottes.

Aber Gott hat noch einen ganz anderen Weg. Das ist der letzte und der äußerst mögliche: Gott schickt seinen Sohn. Das heißt: Er kommt selbst - und lässt nicht die anderen arbeiten. Er leidet selbst! Er lässt sich nicht vertreten. Er kümmert sich höchstpersönlich um die Not der Menschen.

So wichtig sind ihm die Menschen also! So wichtig sind auch wir ihm! Im Brief an die Hebräer ist das noch einmal zusammengefasst. Ich lese *Hebräer 1, 1-4* nach der *Guten Nachricht*:

„In der Vergangenheit hat Gott oft und auf verschiedene Weise durch die Propheten zu unseren Vorfahren gesprochen. Aber jetzt, am Ende der Zeit, hat er zu uns gesprochen durch den Sohn. Durch ihn hat Gott die Welt geschaffen. Darum hat Gott auch bestimmt, dass ihm am Ende alle Dinge gehören sollen. In dem Sohn Gottes leuchtet die Herrlichkeit Gottes auf, denn er entspricht dem Wesen Gottes vollkommen. Durch sein starkes Wort hält er das Weltall zusammen. Er hat die Menschen von ihrer Schuld befreit und sich im Himmel an die rechte Seite dessen gesetzt, der die höchste Macht hat.“

Unser Vater im Himmel will uns da helfen, wo niemand sonst uns helfen kann; das ist dann seine Chefsache. Darum kümmert er sich höchstpersönlich:

- Du und deine Fragen und Probleme macht er zur Chefsache! Du kannst dich darauf verlassen, dass er sich darum kümmert, was dich bekümmert.
- Er macht das, was du nicht schaffst, zur Chefsache!
- Wir dürfen IHM jetzt - laut oder leise - unsere Probleme anvertrauen. Er wird sich darum kümmern. Versprochen!

5. Ich glaube an Jesus Christus - der am Kreuz starb, um die Welt zu retten -

(2. Korinther 5, 14-21)

Ein Leben für ein Leben⁷

Luis und Sebastian waren Zwillinge. Sie wuchsen vor vielen, vielen Jahren in einem kleinen weißen Haus auf, das außerhalb der Mauern eines spanischen Bergstädtchens lag. Ihre Eltern waren gestorben, hatten ihnen aber ein bescheidenes Erbe hinterlassen. So konnten die Jungen weiter in ihrem alten Haus wohnen. Sie glichen sich so sehr, dass keiner sie auseinanderhalten konnte.

Im Laufe der Jahre entwickelten sich die beiden Jungen allerdings sehr unterschiedlich. Sebastian erlernte einen guten Beruf. Er war freundlich, zuverlässig und fleißig. Alle Leute hatten ihn gern. Luis dagegen war faul und hatte keine Lust zu arbeiten. Er wollte nur sein Vergnügen haben und verbrachte jeden Abend beim Spiel in der Schenke. Oft kam er erst am frühen Morgen zurück. Vergeblich bat Sebastian ihn, sich von seinen schlechten Gefährten zu trennen und ein neues Leben anzufangen. Luis lachte ihn nur aus.

Es war spät in einer Nacht. Der Vollmond beleuchtete die weißen Mauern der Stadt. Sebastian saß, von einer seltsamen Unruhe getrieben, am Fenster. Seine Augen wanderten immer wieder das helle Band der Straße entlang, das zum Stadttor führte. Luis war wie gewöhnlich noch nicht heimgekehrt.

Sebastian erblickte die rennende Gestalt, noch bevor er ihre Schritte hörte, und eilte zur Tür. Luis war allein und stürzte an ihm vorbei ins Haus. Im Licht der Lampe sah Sebastian sein schneeweißes Gesicht und seine zerrissenen und blutgetränkten Kleider. Luis zitterte so, dass er kaum sprechen konnte.

»Oh, Sebastian!« stieß er hervor. »Versteck mich! Sie sind hinter mir her, und dann ist es mit mir zu Ende.«

⁷ Patricia St. John a. a. O., S. 52-56.

»Was soll das heißen?« fragte Sebastian und rannte zum Fenster. Tatsächlich, da kam eine Gruppe von Leuten aus dem Stadttor. Sie rannten ... kamen auf ihr Haus zu.

»Wir haben zu viel getrunken ...«, jammerte Luis. »Es gab Streit ... Ich wollte nicht ... Er kippte nach hinten und war tot. Oh, Sebastian, versteck mich! Was soll ich denn bloß machen?«

Sebastian überlegte nicht lange. Schon riss er sich seine Kleidung vom Körper. Er hatte keinen Augenblick zu verlieren.

»Hier, zieh diese Sachen an und gib mir deine!« befahl er.

»Mach schon! Hör auf zu jammern! Und jetzt hinaus mit dir - benutze die Hintertür und verschwinde im Bergland! Lass dich nicht so bald wieder hier sehen ...! Nun lauf schon, Bruder, lauf!«

Es war höchste Zeit. Schon waren an der Haustür laute Rufe zu vernehmen. Einen Augenblick später stürzte der Nachtwächter der Stadt herein, gefolgt von einer aufgeregten Menschenschar. Vor Sebastian hielten sie an. Sebastian stand ganz still da. Er atmete schnell, sein Haar hatte er in Unordnung gebracht und sich Gesicht und Hände schmutzig gemacht. Er trug den blutbefleckten Mantel seines Bruders. Sie fesselten ihm die Hände, und er leistete ihnen keinen Widerstand. Schweigend ließ er sich zum Gefängnis in der Stadt führen. Ein paar Tage später gab es eine Gerichtsverhandlung, und er wurde wegen Mordes zum Tode verurteilt.

Fast alle Männer der Stadt drängten sich in den Gerichtssaal, um den gefangenen Mann zu sehen. Als die Verhandlung vorüber war und die Zuschauer in den Schenken saßen und den Fall diskutierten, da hieß es immer wieder: »Wie ruhig er dastand! Er sagte kein Wort zu seiner Verteidigung, bat nicht um Gnade, schien keine Angst zu haben. ›Ihr habt selbst das Blut auf meinem Mantel gesehen‹, sagte er. ›Ich habe nichts zu meiner Entschuldigung vorzubringen. ‹‹

»Aber wo war eigentlich Sebastian, sein Bruder?« fragten andere. »Warum war er nicht bei der Verhandlung? Seit jener Nacht ist er auch nicht mehr zur Arbeit erschienen. Schämt er sich seines Bruders, dass er ihn allein sterben lässt?«

Niemand wusste eine Antwort darauf, und wenige Tage später wurde Sebastian hingerichtet. Ein Leben für ein Leben.

Luis lebte viele Wochen lang zurückgezogen in einem kleinen Dorf hoch in den Bergen. Er tauschte seine Stadtkleider gegen ländliche Kleidung ein und arbeitete während der ganzen Erntezeit bei einem Bauern. Zuerst wagte er sich kaum aus seiner Unterkunft hinaus; Nacht für Nacht wachte er zitternd auf, weil er wieder von jener schrecklichen Mordnacht und von seinen Verfolgern geträumt hatte. Aber allmählich wurde er ruhiger. Er bereute bitter, dass er seinen Kameraden getötet hatte, und sehnte sich danach, seinen Bruder wiederzusehen. »Vielleicht haben sie inzwischen aufgehört, nach mir zu suchen«, dachte er. »Am nächsten Markttag will ich verkleidet in die Stadt hinuntergehen und versuchen, mit meinem Bruder zu sprechen.«

Er hatte sich einen Bart wachsen lassen und sich sein Gesicht dunkel gefärbt, so dass niemand ihn erkennen konnte. In seiner bäuerlichen Kleidung schloss er sich anderen an, die mit ihren Waren zum Markt zogen. Inmitten des Marktgetümmels versuchte er herauszufinden, was inzwischen in der Stadt geschehen war. Vorsichtig brachte er das Gespräch auch auf den Mordfall, der sich vor einiger Zeit ereignet hatte.

»Ich habe gehört, dass der Mörder, dieser elende Kerl, entkommen ist«, sagte er. »Sucht man immer noch nach ihm? Oder hat man es aufgegeben?«

»Aufgegeben?« fragte sein Gesprächspartner und blickte ihn überrascht an. »Unsere Polizei gibt nie auf! Sie haben ihn noch am selben Tag erwischt, ihm in derselben Woche den Prozess gemacht, und zwei Tage später ist er hingerichtet worden. Die Gerechtigkeit hat gesiegt! Seltsam ist nur eines bei der ganzen Geschichte: Der Mörder hatte einen Bruder, und der ist am selben Tag verschwunden und seither nie wieder aufgetaucht. Manche sagen ...«

Aber Luis hörte nicht mehr, was manche sagten. Er stieß einen verzweifelten Schrei aus und rannte vom Marktplatz weg. Halb blind von Tränen gelang es ihm irgendwie, das Gerichtsgebäude zu erreichen. Fast mit Gewalt verschaffte er sich Eintritt. Als der Richter erschien, um nachzusehen, was da für ein Lärm herrschte, fiel Luis ihm zu Füßen.

»Sie haben einen Unschuldigen hingerichtet!« rief er immer wieder. »Ich bin's gewesen, nicht mein Bruder. Lassen Sie mich jetzt auch hinrichten, denn wie könnte ich noch weiterleben?«

Der Richter zog sich zurück. Er führte einige lange Gespräche und kehrte dann zurück.

»Das Gesetz fordert ein Leben für ein Leben«, verkündete er.
»Wenn dein Bruder unschuldig war, wie sollten wir das wissen? Sein Mantel war blutgetränkt, und er brachte nichts zu seiner Verteidigung vor. Der Fall ist abgeschlossen. Geh, halte deinen Mund und sieh zu, dass du nicht wieder das Gesetz übertrittst.«

Als sich Luis abwandte, hielt ihn der Richter noch einmal zurück.
»Einen Augenblick noch!« sagte er plötzlich. »Bist du der einzige Bruder des Hingerichteten?«

»Ja, ja. Es gibt keinen anderen.«

»Dann habe ich einen Brief für dich. Der Gefangene hat ihn in großer Eile geschrieben und ihn mir anvertraut, bevor er gestorben ist. Ich hole ihn.«

Bald darauf saß Luis in dem alten Haus, in dem er und sein Bruder in der Kindheit und Jugend so viele schöne Stunden miteinander verlebt hatten. Er weinte und weinte. Die Sonne ging schon unter, als er endlich den Brief öffnete. Er war sehr kurz, und Luis las ihn wieder und wieder, bis es zu dunkel war, um noch etwas zu erkennen, und er ihn auswendig kannte.

»Mein lieber Bruder«, hieß es in dem Brief. »Heute morgen werde ich aus freiem Willen in Deinem blutbefleckten Mantel sterben. Nun beschwöre ich Dich, in meinem sauberen Mantel zu leben. Sei versichert, dass ich Dich liebe. Gott segne Dich. Sebastian.«

Und Luis begriff, was sein Bruder damit gemeint hatte. Der Taugenichts, der nur für sich selbst gelebt, ständig Streit gesucht und am Ende gar gemordet hatte, dieser Taugenichts sollte als tot gelten. Der Mann aber, der geliebt und gelitten und sich geopfert hatte, der sollte weiterleben. Ja, so sollte es sein. Luis saß da und dachte nach, bis die Morgendämmerung das Zimmer zu erhellen begann. Dann erhob er sich und warf seine schmutzige Verkleidung ab. Er wusch sich und legte saubere Kleider an, wie Sebastian es getan hatte, und ging in den neuen Tag hinein.

Auslegung

Sebastian hatte nicht nur die Kleider vertauscht: Er hat die Strafe auf sich genommen, die eigentlich sein Bruder Luis verdient hatte. Wie nennt man das, wenn einer für den anderen stirbt?

> Stellvertretung

Das ist das Thema, das Paulus im 2. Korintherbrief verhandelt. (*Text lesen: 2. Korinther 5, 14-21*).

Wer hat noch nie gesündigt? noch nie etwas Böses getan?

> Jesus stirbt an unserer Stelle. Wir haben den Tod verdient, Jesus nicht! Er übernimmt unsere Strafe und lässt uns freisprechen, wir müssen nicht mehr wegen unserer Sünde sterben!

Die Folge der Sünde ist nämlich der Tod! Nicht Gefängnis oder Strafarbeit, nein, der Tod!

Wir haben das Recht auf Leben verspielt, weil wir nicht so leben, wie Gott es will!

Eigentlich müssten hier viele Säрге stehen oder Gräber - für jeden von uns eines!

Aber hier stehen keine Säрге, es sind auch keine Gräber hier. Wir brauchen nicht zu sterben, wir sollen und dürfen leben - weil Jesus für uns gestorben ist.

Jesus Christus starb für dich! Und nun heißt es nicht mehr: Ein Leben für ein Leben.

Jetzt heißt es: Ein Leben für das Leben aller Menschen.

Sebastian ist für seinen Bruder gestorben. Damit war der Mord an dem einen Menschen gesühnt. Der Tod Sebastians hatte aber nur Bedeutung für einen Menschen, für seinen Bruder, weil auch Sebastian ein sündiger Mensch war.

Weil Jesus als einziger sündlos gelebt hat, hat sein Tod Bedeutung für alle Menschen, weil er für alle gestorben ist. Er ist für die Sünde der ganzen Welt gestorben, für die Sünde aller Menschen, die je gelebt haben und noch leben werden.

Alles kommt jetzt darauf an: Glaubst du das? **Jesus Christus starb auch für dich! Danke ihm dafür** - vielleicht mit diesem Gebet:

Danke, Herr Jesus, dass du meine Sünde auf dich genommen hast, damit ich mich in deine Gerechtigkeit einhüllen kann. Hilf mir, dass ich Tag für Tag etwas von deiner Güte, Reinheit und Schönheit verbreiten kann. Hilf mir, dich immer besser zu verstehen.

Hilf mir, dich immer mehr zu lieben. Amen.

6. Ich glaube an Jesus Christus, der den Tod besiegte, als er auferstand

(Johannes 3, 16)

Der Kapitän und der Kabinenjunge⁸

Kapitän Brown lebte in den Tagen der großen Segelschiffe, und sein prächtiger Viermaster war einer der schönsten der Handelsmarine. Der Kapitän hatte die ganze Welt umsegelt, und sein Mut und seine eiserne Strenge waren sprichwörtlich. Seine Mannschaft setzte sich aus großmäuligen, trinkfesten Männern zusammen, die vor nichts Angst hatten. Wer mit Kapitän Brown segeln wollte, der musste ein harter Kerl sein, sonst hielt er es nicht lange aus.

Kapitän Brown war unerschrocken wie je zuvor, doch es gab Leute, die flüsterten, er habe seine beste Zeit hinter sich und solle allmählich an Land gehen. Doch sie flüsterten das nur sehr leise, denn wenn er sie gehört hätte, hätte er sie umgehend über Bord geworfen. Niemand hatte Kapitän Brown zu sagen, wann er in den Ruhestand treten sollte!

An einem schönen Sommertag lief sein Schiff, der Goldene Adler, aus dem Hafen aus, um den Atlantik zu überqueren. Der Wind war günstig, und so würden sie wohl bald Amerika erreichen. »Und dann lasse ich mich vielleicht mal von einem amerikanischen Arzt untersuchen«, nahm Kapitän Brown sich vor. »Ich fühle mich nicht so ganz gut. Bin sicher zu lange an Land gewesen. Das ist überhaupt nicht gesund. Vielleicht geht's mir wieder besser, sobald mir auf See der Wind um die Nase weht.«

Aber es ging ihm nicht besser, und nach ein paar Tagen merkte er, dass er nicht einmal mehr seine wütenden Befehle brüllen konnte - er war viel zu kurzatmig dazu. Und als er an einem Tag zum Ausguck hinaufgeklettert war, wurde ihm so schwindelig, dass er es nicht noch einmal versuchen wollte. Er zog sich in seine Kabine zurück, knurrend wie ein alter Löwe, und ließ den Ersten Offizier zu sich rufen.

⁸ Patricia St. John, a. a. O., S. 78-82

»Du musst jetzt für ein oder zwei Tage das Kommando übernehmen!« knurrte der Kapitän. »Hab' mir 'ne leichte Bronchitis geholt. Bin bald wieder auf den Beinen.« Aber in dieser Nacht fand er nur wenig Schlaf, und am Morgen untersuchte ihn der Schiffsarzt. Der sagte ihm, er solle sich ein paar Tage ausruhen, dann habe ihn die Seeluft ganz sicher wieder gesund gemacht.

Doch draußen, vor der Kabinentür, schüttelte der Arzt den Kopf und blickte besorgt den Ersten Offizier an. »Ich glaube nicht, dass der Alte noch mal an Land kommt«, sagte er. »Die ganze Brust ist zu, und jetzt gibt es unweigerlich eine Lungenentzündung. Nun ja, er will sicher lieber im Ozean begraben sein als unter der Erde. Er ist noch nie eine Landratte gewesen.«

Kapitän Brown in seiner Kabine wusste ebenfalls nur zu gut, dass ihm die Seeluft keine Heilung bringen konnte. In gewisser Hinsicht war er gar nicht traurig darüber, denn er hatte immer auf hoher See sterben wollen. Aber er war ein alter Mann, der zeit seines Lebens getrunken und geflucht hatte - und nun ging es zu Ende mit ihm ... Zum ersten Mal seit vielen Jahren begann er sich zu fragen, was wohl jetzt kommen würde. Wenn es einen Gott gab, konnte er ihm nicht unter die Augen treten. Das jagte ihm Angst ein. Wäre er an Land gewesen, hätte er jetzt in eine Kirche gehen oder nach einem Pfarrer schicken oder sich eine Bibel leihen können. Doch hier, auf seinem Schiff? Wenn er einen seiner Leute beim Bibellesen erwischt hätte, hätte er dieses Buch eigenhändig ins Meer geworfen.

Kapitän Brown döste den ganzen Tag vor sich hin, von unheimlichen Träumen geplagt, und als er am Abend erwachte, merkte er, dass es ihm noch schlechter ging. Seine Angst wuchs. Als der Erste Offizier in die Kabine trat, um die Befehle des Kapitäns entgegenzunehmen, fragte ihn Kapitän Brown plötzlich: »Gibt es hier auf dem Schiff einen, der eine Bibel hat?«

Der Erste Offizier starrte ihn an. Der Alte redet im Fieber wirres Zeug dachte er.

Der Kapitän versuchte, sich etwas in den Kissen aufzusetzen. »Ich hab' gefragt«, schnaufte er wütend, »ob irgend jemand auf diesem Schiff eine Bibel hat. Kannst du mir auf eine klare Frage keine klare Antwort geben?«

»N-n-ein, Herr Kapitän, ich glaube nicht, dass wir eine Bibel haben«, stotterte der Erste Offizier. »Aber ich kann ja mal gehen und mich erkundigen.«

»Verschwinde!« keuchte der Kapitän. »Und komm nicht ohne Bibel zurück!«

Als die Mannschaft erfuhr, dass der Kapitän nach einer Bibel verlangte, hielten sie das für einen guten Witz. Aber der Erste Offizier war nicht zu Scherzen aufgelegt. Er fürchtete sich vor dem Zorn des Kapitäns.

»Für was hält der uns eigentlich?« rief ein Matrose. »Eine Sonntagsschulklasse?«

In diesem Augenblick fiel ihm etwas ein. Er überlegte einen Augenblick. »Wartet mal!« sagte er. »Sonntagschule, Sonntagschule ... Da ist doch der kleine neue Kabinenjunge, Jo Prescott. Den hab' ich letztens unten in seiner Hängematte was lesen sehen. Er sieht aus wie 'ne halbe Portion, arbeitet aber gut ...«

»Hol ihn her!« bellte der Erste Offizier, und einen Augenblick später stand der Kabinenjunge, Jo Prescott, das jüngste Mitglied der Schiffsbesatzung, zitternd vor dem Stellvertreter des gefürchteten Kapitäns.

»Jo Prescott?«

»J-ja, Sir.«

»Ich hab' gehört, dass du unten in deiner Hängematte gelesen hast.«

»Nur wenn ich mit der Arbeit fertig war, Sir.«

»Was liest du denn?«

»Meine Bibel, Sir.«

»Aha. Also, dann hol deine Bibel und bring sie dem Kapitän sofort in seine Kabine! Sag ihm, dass ich dich schicke, und beeil dich!«

Der Junge wurde ganz blass. Er fürchtete sich vor dem Kapitän, aber ihm blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen und loszurennen. Und schlimmer noch als die Angst vor dem Kapitän war eine andere Furcht: Wenn sie ihm nun die Bibel wegnahmen ...

Bald darauf kam er, sein geliebtes Buch fest an sich gepresst, wieder über das Deck gerannt. Er klopfte an die Tür der Kapitänskabine. Aber er wurde nicht mit dem üblichen Gebrüll zum Eintreten aufgefordert. Die Stimme hinter der Tür klang müde und atemlos, und als Jo eintrat, kannte er seinen Kapitän kaum wieder. Die blasse Gestalt, die da auf dem Bett lag, war nicht mehr der Kapitän Brown, wie er ihn kannte. Jos Furcht wich einem tiefem Mitleid, während er dastand und darauf wartete, dass der Kapitän ihn ansprach.

»Wer bist du?«

»Jo Prescott, Sir; der Kabinenjunge.«

»Wer hat dich geschickt?«

»Der Erste Offizier, Sir. Er hat mir gesagt, ich soll Ihnen meine Bibel bringen.«

»Ach ja, eine Bibel!« Die müde Stimme klang plötzlich gespannt.
»Setz dich, Junge, setz dich! Ich kann selbst nicht mehr lesen. ... Meine Augen sind zu müde geworden. ... Lies mir irgend etwas aus dieser Bibel vor. ... Ich werde vielleicht nie mehr den Hafen erreichen.«

Jo blätterte aufgeregt in seiner Bibel, denn er merkte, dass der alte Mann sehr krank war. Endlich hatte er die Stelle, die er suchte: das dritte Kapitel des Johannesevangeliums. Er las die Geschichte von Nikodemus, der sich danach sehnte, in Gottes neue Welt hineinzukommen. Jo las die Geschichte langsam und deutlich vor, aber der Kapitän hatte die Augen geschlossen und zeigte durch keine Regung, dass er überhaupt zuhörte. Als Jo zum 16. Vers kam, las er deshalb besonders langsam: »Gott liebte die Menschen so sehr, dass er seinen einzigen Sohn hergab. Nun wird jeder, der sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben.«

Der Kapitän öffnete die Augen und starrte Jo an. Das gab dem Jungen Mut, fortzufahren: »Bitte, Sir, darf ich Ihnen den Vers einmal so vorlesen, wie ihn mir meine Mutter immer vorgelesen hat?«

»Lies ihn, wie du möchtest, Junge«, keuchte der Kapitän, »aber mach weiter! Ich hab' nicht mehr viel Zeit.«

Also las Jo den Vers noch einmal: »Gott liebte Jo Prescott so sehr, dass er seinen einzigen Sohn hergab. Nun wird Jo Prescott, wenn er sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben.«

Der Kapitän hatte sich ihm ganz zugewandt. Seine Augen hingen an seinen Lippen, und er atmete sehr schnell.

»Lies das noch mal, Junge«, flüsterte er, »lies es noch mal... und setz den Namen deines Kapitäns ein.«

Also las Jo noch einmal: »Gott liebte Kapitän Brown so sehr, dass er seinen einzigen Sohn hergab. Nun wird Kapitän Brown, wenn er sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben.«

»Das ist es!« murmelte der Kapitän. »Das ist der Anker! Damit komme ich in den Hafen!«

Und während der alte Kapitän sein Gesicht dem himmlischen Hafen zuwandte, schlich Jo Prescott wieder nach draußen, seine geliebte Bibel unter seiner Uniform versteckt.

Einleitung:

Was für ein Gegensatz: Der raubeinige alte Kapitän und der kleine, unerfahrene Kabinenjunge! Klar - der kleine Kabinenjunge fürchtete sich vor dem rauen Seebär von Kapitän. Aber er gehorchte der Anweisung des Ersten Offiziers: Er ging in die Kapitänskajüte mit seiner Bibel.

Und dann wird der kleine Kabinenjunge für eine kurze Zeit zum wichtigsten Mann an Bord: Er zeigt dem alten Kapitän den Weg, wie er den himmlischen Hafen erreichen konnte.

Das galt für den kleinen Kabinenjungen Jo Prescott. Aber es galt auch für den kranken Kapitän Brown. Es gilt auch für jeden von uns! Darum wollen wir dieses wichtige Bibelwort ganz persönlich für uns ausfüllen:

***„Gott liebte _____ so sehr, dass er seinen
einzigsten Sohn hergab. Nun wird _____,
wenn er sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht
zugrunde gehen, sondern ewig leben.“ (Johannes 3, 16).***

Diese wichtigen Fragen muss jeder für sich klären:

1. Was heißt leben?

- ▶ Jesus annehmen, ihm angehören,
- ▶ ihm nachfolgen, bei ihm bleiben, ihm dienen,
- ▶ ihm die Treue halten.

2. Was heißt sterben - tot sein?

Ohne Jesus leben, was heißt das?

Du kannst

- ein berühmter Sportler sein
- ein bekannter Arzt
- ein erfolgreicher Manager
- ein begehrter Star
- ein gefragter Regisseur
- ein gefeierter Fußballspieler
- usw.

ohne Verbindung mit
Jesus ist das alles nichts!

**Wenn du in deinem alltäglichen Leben deinen Glauben lebst -
ich weiß, dass das nicht leicht ist!**

- in der Familie: da versage ich am meisten,
- andere: im Betrieb, in der Schule, beim Studium.

Es wird immer schwerer, mit Gott zu leben.

Die Mehrheit unserer Zeitgenossen will von Gott nichts wissen.
Der Teufel schleicht sich ein und behauptet sich ganz gut als
„Fürst dieser Welt“.

Dennoch gilt der Satz Johann Christoph Blumhardts:

**Dass Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht,
sein wird die ganze Welt,
denn alles ist nach seines Todes Nacht in seine Hand gestellt.
Nachdem am Kreuz er ausgerungen,
hat er zum Thron sich aufgeschwungen.
Ja, Jesus siegt!**

Vergiss das nie - auch wenn du wieder Zuhause bist,

- wenn alles so läuft, als ob es nichts anderes gegeben hätte:

**Es gibt einen, der hat das Schlimmste, was uns oder unseren
Lieben geschehen könnte, schon hinter sich.**

Was sagt er uns?

- **„Fürchte dich nicht!
Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige.
Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit
und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.“
(Offenbarung 1, 18)**

7. Ich glaube an den Heiligen Geist - wie der Heilige Geist verändert

(Römer 8, 4b-5)

Ein Zuhause für Virginia⁹

Das Lager, in dem die Bergleute lebten, sah so schlimm aus wie das Leben, das die Männer führten. Ein paar heruntergekommene Hütten und einige Wirtshäuser, das war alles. Und jeder Mann trug ein Messer bei sich. Viele der rauen Gesellen hatten gute Gründe, in einem der Minendörfer des Westens unterzutau-chen, und Roaring Camp war besonders berüchtigt. Hier herrschten Alkohol, Mord und Totschlag und alle nur erdenklichen Las-ter.

Der nächste medizinische Hilfsposten war viele Kilometer weit entfernt. So wusste niemand, was geschehen sollte, als in einer stürmischen Nacht ein total erschöpftes Mädchen mit einem Bündel im Arm ins Lager stolperte und um eine Unterkunft bat. Sie legten sie auf eine Matratze in einer unbewohnten Hütte, und das Mädchen schloss die Augen und drehte sich mit dem Ge-sicht zur Wand, während die Männer sich aufmachten, um Hilfe herbeizuholen. Doch als sie zurückkehrten, war es zu spät. Das Mädchen war gestorben und hinterließ den Bergleuten eine schreiende kleine Tochter ohne den geringsten Hinweis, woher sie gekommen oder wohin sie unterwegs gewesen war.

Wieder waren die Männer ratlos. Sie begruben die junge Mutter in der weichen Erde unten am Fluss, und jemand schlug vor, das Kind sollte mit dem nächsten Lastwagen, der das Bergwerk ver-ließ, mitfahren und den Nonnen gebracht werden. Doch der nächste Lastwagen würde erst in drei Tagen aufbrechen, und das Baby schrie aus Leibeskräften. Sie starrten es hilflos an, da bahnte sich zu aller Überraschung der alte Charlie plötzlich ei-nen Weg durch die Menge und hob das schmutzige, schreiende kleine Bündel auf.

»Lasst sie mir!« knurrte er. »Ich hab' schon mal 'ne Kleine groß-gezogen. Du, Tom, mach dich auf den Weg zu dem Hirten in den

⁹ Patricia St. John, a. a. O., S. 89-93

Hügeln! Sag ihm, er soll mir was Milch bringen, aber schnell!
Und du, Jo, lauf zum Handelsposten runter und kauf 'ne Baby-
flasche! Und wag dich bloß nicht ohne zurück!«

Die Männer staunten. Charlie war wohl der älteste Mann im Camp, und seine Hütte war eine der schmutzigsten. Außerdem galt er als ein etwas sonderlicher Außenseiter, beteiligte er sich doch selten an den wüsten Feiern der jüngeren Männer. Statt dessen saß er stundenlang vor seinem Haus und starrte, an seiner Pfeife kauend, auf die vom Bergbau misshandelte Landschaft. Er sprach nur wenig, und niemand wusste, woher er kam oder wovor er auf der Flucht war. Ja, er war ein sonderbarer Mensch, der alte Charlie, und so ließ man ihn in Ruhe.

Charlie trug das kleine Mädchen nach Hause und legte es auf seine schmutzige Decke. Eine Weile lang stand er unbeweglich vor dem Bündel und starrte es hilflos an. Vor langer, langer Zeit hatte er selbst eine kleine Tochter gehabt, doch seine Frau war ihm davongelaufen und hatte das Kind mitgenommen. Dass seine Frau ihn verließ, hatte ihm nicht sonderlich leid getan, denn schon lange hassten sie einander. Aber als die kleine Virginia verschwunden war, war etwas in ihm gestorben.

»Ich nenne sie Virginia«, murmelte er. »Aber meine Virginia war sauber wie eine weiße Blume. Ich sollte das Baby lieber waschen.«

Er zündete ein Holzfeuer an und erhitzte Wasser in einem zerbeulten Blecheimer. In einer alten Schachtel fand er einen Rest Seife, und bald war die neue Virginia sauber. Aber konnte er ein frischgewaschenes Kind in eine so schmutzige Decke hüllen? Er überlegte. Irgendwo musste er doch noch ein sauberes Leinenhemd und ein paar saubere Handtücher haben. Wo nur? Richtig, ganz unten in seiner Kleiderkiste! Er wickelte das Kind darin ein und wanderte mit ihm in der Stube auf und ab, um das hungrige Schreien zu stillen. Endlich kam der Hirt mit etwas Schafsmilch. Bis Jo mit der Babyflasche erscheinen würde, würden noch viele Stunden vergehen, so riss Charlie von einem sauberen Tuch einen Streifen ab, tauchte ihn in die Milch und ließ die kleine Virginia daran saugen. Bald schlief sie satt und zufrieden ein.

»Sie braucht eine Wiege«, murmelte Charlie und strich ihr vorsichtig über den kleinen Kopf. Er merkte, wie er das hilflose

Wesen zu lieben begann. Unter den Fußbodenbrettern seiner Hütte hatte er Gold verborgen, und der Hirt hatte sich bereit erklärt, jeden Tag zu kommen. Charlie legte Virginia vorsichtig auf die Decke und ging hinaus, um mit dem Wirt der nächsten Schenke zu verhandeln. Der überließ ihm eine große leere Schachtel und etwas Stroh, dazu eine Menge weißer Stoffreste. Vom Handelsposten bekam er schließlich ein Babyfläschchen und sogar noch ein paar Babykleider und eine Decke. Inzwischen war die ganze Siedlung neugierig geworden, und das Pflegekind des alten Charlie war Thema Nummer eins im Dorf.

Einige Tage später blickte Charlie nachdenklich auf seine neue Tochter hinunter. Sie lag da und schlief wie eine wunderschöne weiße Blume unter ihrer neuen sauberen Decke im Pappkarton, der mit weißen Stoffresten verkleidet war. Aber irgendwie gefiel ihm das Ganze noch nicht, und zum ersten Mal fiel ihm auf, wie schmutzig der Fußboden war. Da wirkte die makellos saubere Wiege am falschen Ort, und so putzte und scheuerte Charlie zum ersten Mal gründlich die Fußbodenbretter, und am Ende hatten sie eine ganz andere Farbe. »So, da kann die Wiege jetzt stehen. Das wird bestimmt gut aussehen«, sagte er triumphierend und setzte sie wieder vom Bett auf den Fußboden.

Aber nun passte der Fußboden auf einmal nicht mehr zum Übrigen, denn Charlie merkte auf einmal, wie schmutzig und heruntergekommen die Wände und die Decke aussahen. »Am besten gebe ich Virginia noch einmal zu essen und bringe sie dann zu Tom hinüber«, dachte Charlie. »Und dann gehe ich in den Laden. Ich brauche eine Bürste und Tünche. Irgendwie muss ich das Haus sauberkriegen.«

Zwei Tage lang arbeitete er wie ein Wilder, und zwei seiner Nachbarn halfen ihm, während ein dritter für Virginia sorgte, die Ursache des ganzen Aufruhrs. Am zweiten Abend trug er sie stolz in seine blitzblanke Wohnung zurück und hielt sie auf seinen Knien. Mit ernsten babyblauen Augen starrte sie verwundert die weißen Wände und die Zimmerdecke an. Dann wanderte ihr Blick zu ihm, seinen Kleidern mit den Schmutz- und Tabakflecken, seinem verfilzten Bart, seinem ungepflegten Haar und seinen großen, schmutzigen Händen. Charlie fühlte sich auf einmal nicht mehr wohl in seiner Haut. War er in dieser sauberen Stube nicht selbst fehl am Platz?

»Vielleicht sollte ich mal in einen Spiegel sehen«, überlegte er, aber er hatte keinen. So legte er Virginia vorsichtig in ihre Wiege und wanderte zum Bach hinunter. An einer Stelle, wo das Wasser ganz ruhig war, betrachtete er sein Spiegelbild und lachte. »Ich könnte wohl auch 'nen Frühjahrsputz gebrauchen«, murmelte er. Der Friseur schnitt ihm das Haar und den Bart, und auf dem Handelsposten kleidete er sich ganz neu ein. Seine alten Kleidungsstücke wusch er. Die wollte er nur noch anziehen, wenn er in der Grube arbeitete. Augenblicklich konnte er das nicht, weil er zu viele Aufgaben als Vater hatte. Wie gut, dass er unter dem Bodenbrett den kleinen Goldvorrat verborgen hatte!

Die kleine Virginia wuchs und gedieh in ihrem Palast, und ihr Adoptivvater sorgte gut für sie und achtete darauf, dass alles vor Sauberkeit glänzte. Der Frühling ging zu Ende, das Wetter wurde wärmer, Charlie trug die Wiege nach draußen in den Sonnenschein, und die kleine Virginia strampelte und lachte und krächte und freute sich am blauen Himmel und den Vögeln.

>Aber bald wird sie sitzen können<, dachte der arme Charlie;
>und was wird sie dann mit ihren babyblauen Augen erblicken?
Festgetretenen Lehm und Unkraut und Berge von Abfall. Das geht doch nicht!<

So begann Charlie seinen Vorgarten umzugraben, und beim Handelsposten besorgte er sich Blumensamen. Er ging in den Wald und schlug Holz für einen Zaun, und sein Baby krächte zustimmend und freute sich. In der Frühsommersonne und der warmen Bergluft wuchsen die Blumen schnell, und als Virginia ihren Lockenkopf über den Rand ihrer Wiege emporrecken konnte, grünte und blühte Charlies Garten in den prächtigsten Farben.

Die anderen rauen Männer sahen die Veränderungen bei Charlie und ließen sich davon anstecken. Nach und nach wurden weitere Gärten angelegt, andere Hütten wurden geputzt und getüncht.

»Warum sollen wir eigentlich wie die Schweine leben?« fragten die Männer.

Ja, warum? Das war wirklich nicht einzusehen, doch der eigentliche Grund für die Verwandlung war die Anwesenheit eines winzigen Babys, das nicht in diese schmutzige Umgebung passte.

Ein kleines Kind verändert alles

I. Die Situation

Lager der Bergleute = so schlimm wie das Leben, das die Männer führten:

- heruntergekommene Hütten, viele Wirtshäuser,
- jeder trug ein Messer bei sich
- viele raue Typen lebten hier: untergetaucht, weil sie irgendetwas auf dem Kerbholz hatten
- Alkohol, Mord und Totschlag, Rauschgift, Laster herrschten da
- keine ärztliche Versorgung weit und breit

II. Die Herausforderung

So wusste keiner der Männer, was zu tun war, als in einer stürmischen Nacht ein total erschöpftes Mädchen ins Lager kam. Das Mädchen hatte ein Bündel im Arm: ein Baby.

Die rauen Männer führten sie in eine leere Hütte, das Mädchen schlief sofort ein.

Die Männer machten sich auf, um Hilfe zu holen, aber es war zu spät, die junge Frau starb an Erschöpfung und hinterließ ein schreiendes Baby, ein Mädchen.

Nichts war bekannt, die Mutter konnte nichts mehr erzählen, bevor sie starb. Die Männer sind ratlos: Die junge Frau können sie begraben, aber was sollten mit dem kleinen Kind geschehen? Soll es in die Stadt gebracht werden? Das dauerte drei Tage - Das Baby schrie und die Männer waren hilflos.

III. Einer hilft

Der alte Charlie nimmt das Kind auf den Arm: „Lasst sie mir! Ich hab´ schon ´mal ´ne Kleine großgezogen.“ Er gibt Tom den Befehl: „Hol´ Milch bei den Hirten in den Bergen!“

José schickt er los: „Hole eine Babyflasche beim Kaufmann am Fluss!“

Die Männer staunen, weil Charlie einer der ältesten war, ein Außenseiter. Er saß sonst stundenlang vor dem Haus und starrte in die Gegend.

IV. Ein kleines Kind verändert alles

Charlie trägt das Baby in seine Hütte und legt es auf seine schmutzige Decke. Vor langer Zeit hatte er auch eine kleine Tochter gehabt, aber seine Frau lief ihm davon und nahm das Kind mit. Da war etwas in ihm gestorben. „Ich nenne sie Virginia, so wie meine Tochter!“

- Aber meine Virginia war sauber wie eine weiße Blume, ich sollte das Baby lieber waschen.

Deshalb machte er Feuer, suchte Blecheimer und Seife.

Dann erkannte er weiter:

- Ein frisch gewaschenes Kind kann ich doch nicht in meine schmutzige Decke legen! Ich brauche ein sauberes Leinentuch.

Tom kommt mit der Milch. Virginia trinkt sich satt und schläft auf dem Arm ein!

„Sie braucht eine Wiege!“ (Charlie gewann das Kind lieb. Er spürte instinktiv, was es brauchte!) Unter dem Fußboden hatte Charlie Gold versteckt, damit wollte er alles kaufen, was Virginia brauchte: Eine Schachtel, eine Decke, Stroh u.a.m.

Die ganze Siedlung ist plötzlich neugierig.

- Als Virginia schläft, entdeckt Charlie, dass das Kind zwar sauber, aber der Fußboden ganz dreckig ist. Er scheuerte ihn.
- Der frisch gescheuerte Fußboden passte jetzt nicht mehr zum Zimmer. Er säuberte das Zimmer und bringt Virginia so lange zu Tom.

Mit Hilfe zweier Nachbarn tüncht er den Raum, nach zwei Tagen sind sie fertig. Charlie holt Virginia wieder ab und trägt sie stolz in sein neues Haus!

Jetzt entdeckt er auch noch sich selbst:

- Er trägt eine schmutzige Hose.
- Sein Hemd hat viele Löcher, sein Bart ist verfilzt, die Haare sind ungepflegt und seine Hände sind dreckig.
- Er fühlt sich nicht mehr wohl in seiner Haut.
- Er badet sich, lässt sich seine Haare schneiden und rasieren und kauft sich neue Klamotten.

Die kleine Virginia gedeiht prächtig, weil sie von ihrem Adoptivvater gut versorgt wird. Er denkt weiter: ‚Wenn es Frühling wird, wird sie laufen können. Kann sie erst laufen, dann sieht sie den Müll vor dem Haus.‘ - Deshalb wird der Vorgarten aufgeräumt, umgegraben und Blumen gepflanzt.

- Auch die anderen lassen sich von Charlie anstecken:
„Warum sollen wir wie die Schweine leben?“

Der Grund für die Veränderungen war ein kleines Kind, das irgendwie nicht in die schmutzige Umgebung passte.

➔ Wenn Jesus in dein Leben kommt, dann veränderst du dich und das merken andere meist sehr schnell:

- Die Eltern: „Wie, du motzt nicht mehr, wenn ich etwas sage?“
- Die Freunde: „Wie, du lässt plötzlich auch eine andere Meinung gelten?“
- Die Geschwister: „Wie, du fängst keinen Streit mehr an?“
-

Eine tiefgreifende Veränderung hat begonnen!

Wenn der Heilige Geist in dein Herz einzieht, schafft er in dir neues Leben: Ein reines Herz, eine saubere Fantasie, einen gehorsamen Willen.

Wenn Jesus im Mittelpunkt steht, zeigt er uns, was nicht in Ordnung ist und gibt uns die Kraft, uns zu verändern.

Römer 8, 4b-5: „... jetzt bestimmt Gottes Geist und nicht mehr die sündige menschliche Natur unser Leben. 5 Wer nur seinen menschlichen Wünschen und Trieben folgt, der bleibt seiner sündigen Natur ausgeliefert. Wenn aber Gottes Geist in uns wohnt, wird auch unser Leben von seinem Geist bestimmt.“ (Gute Nachricht Bibel).

